

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

[Johannes Pätzold]: Grabhügel bei Löningen

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

Grabhügel bei Lönningen

Die Siedlungs- und Baumaßnahmen der Gemeinde Lönningen in den Jahren 1953 und 1955 haben es mit sich gebracht, daß drei Grabhügel aus einer Gruppe von insgesamt zwölf, sowie ein weiterer Einzelhügel verschwinden mußten. Es ist das leider ein in den letzten Jahrzehnten infolge von Bau- und Kultivierungsvorhaben immer stärker in Erscheinung tretender Vorgang, wie wir ihn beispielsweise besonders deutlich in nächster Nachbarschaft bei der Durchführung des Emslandprojektes vor Augen haben. Während aber vielerorts solche vorgeschichtlichen Kulturdenkmäler — in jedem einzelnen Falle sind es ja einmalige und dadurch unersetzliche Bodenerkundungen aus schriftlosen Zeiten — ganz einfach verschwinden und somit für die Wissenschaft als Totalverlust angesehen werden müssen, konnte hier in Lönningen dank der rechtzeitigen Kenntnis von der Planung und durch die tatkräftige Mithilfe der Gemeinde sowie des Kreises in planmäßigen Ausgrabungen des Staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte in Oldenburg der nun einmal unvermeidliche Urkundenverlust in

einen offensichtlichen wissenschaftlichen Gewinn umgemünzt werden.

Im Bereich des Elberger Esches (Abb. 1) lag westlich der Straße von Lönningen nach Elbergen ein flacher Grabhügel, der im Jahre 1935 unter Denkmalschutz gestellt worden ist, westlich der Straße dagegen eine ganze Gruppe von zwölf Hügeln, deren Schutz zwei Jahre später erfolgt ist. Neun von diesen Grabhügeln liegen noch heute im Kiefernwald nördlich der Tannenbergsstraße. Die drei südlichen Hügel mußten den Neubauten weichen, und sie wurden deshalb im Mai/Juni 1953 untersucht, während der einzeln gelegene Hügel aus dem gleichen Grunde im Oktober 1955 in Angriff genommen wurde.

Diese beiden Grabungen führen uns durch ihre Funde und Befunde in verschiedene vorgeschichtliche Zeitabschnitte. Es soll hier zunächst der zuletzt untersuchte Grabhügel besprochen werden, bei dem wegen der etwas ovalen Form (16:20 m Durchmesser) und seiner nur geringen Höhe (0,8 m) mit einer gewissen Berechtigung Zweifel daran aufkommen konnten, ob hier nicht vielleicht

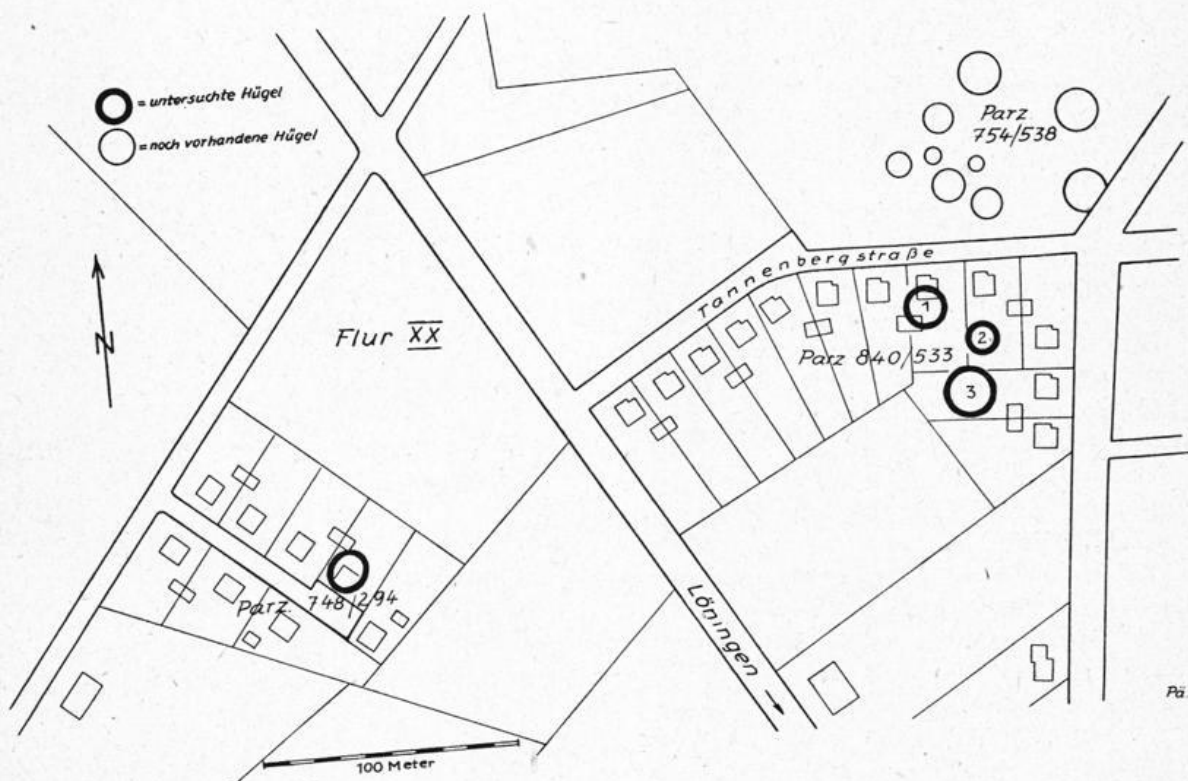


Abb. 1 Plan der Grabhügel am Elberger Esch bei Lönningen

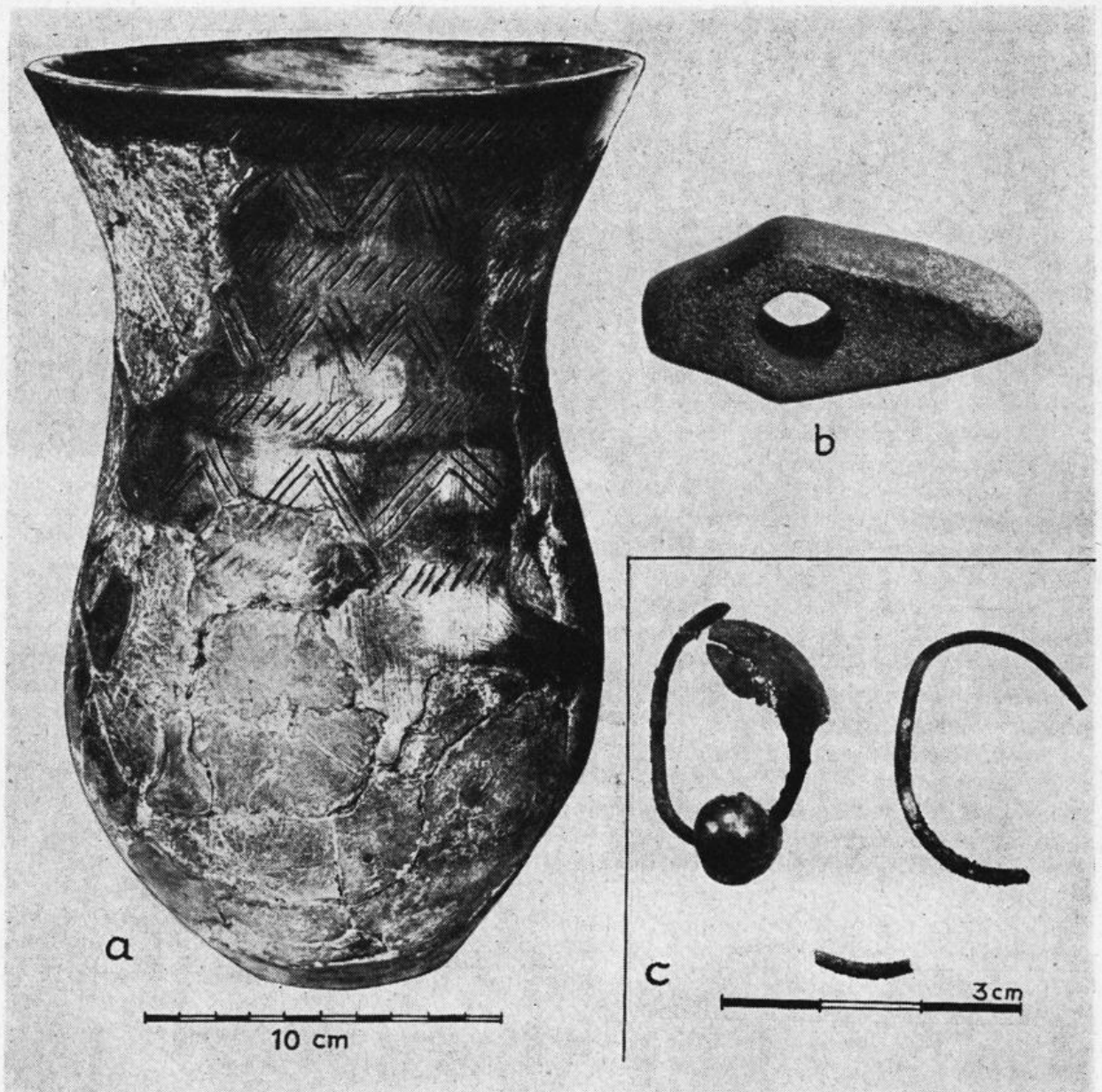


Abb. 2 a und b: Verzierter Becher und Streitaxt aus dem Hügel mit Körperbestattung westlich der Straße.
c: Segelohrring aus Bronze mit blauer Glasperle und Stück eines weiteren Ohrringes aus dem Hügel mit Brandbestattung östlich der Straße

nur eine kleine Dünenerhebung vorliege. Offenbar war auch früher der außerordentlich stark interessierte Löniger Apotheker und Heimatforscher König der gleichen Meinung gewesen, da dessen Grabungsspuren, die in fast allen Hügeln des engeren und weiteren Bereiches anzutreffen sind, hier bei diesem Hügel fehlen.

Daß es sich aber um keine bloße Düne handeln konnte, zeigte sich schon nach den ersten Spatenstichen. Gemengte Erde mit kleineren Steinen bildete den Hügelkörper. Nur schwer war in diesem sehr durchlässigen Boden zu erkennen, wo einstmals die alte Erdoberfläche gelegen hatte. Indirekt

konnte sie aber bereits am ersten Grabungstage durch die Lage der Funde erschlossen und bestätigt werden. Eine Streitaxt aus Felsgestein und die Scherben eines verzierten Tongefäßes (Abb. 2a, 2b) wurden in nur 45 cm Tiefe angetroffen und zeigten an, daß nur ein ganz flacher Hügel über die zu ebenen Erde auf einer kleinen natürlichen Bodenwelle niedergelegte Bestattung errichtet worden ist. Es handelt sich um die erhaltenen Beigaben einer Männerbestattung und zwar um eine Körperbestattung, bei der vom Toten selbst jegliche sichtbaren Spuren vergangen waren. Daß es sich aber um ein Körpergrab gehandelt haben muß, kann auf

chemischem Wege durch die Untersuchung von Bodenproben festgestellt werden¹⁾. Aus der Lage der Streitaxt und der daraus folgenden Richtung des Axtstieles kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß der Tote in ONO-/WSW-Richtung lag, und zwar mit dem Kopf nach ONO. In 80 cm Entfernung von der Axt, in der angenommenen Gegend der Füße des Bestatteten, lagen die Reste des Tonbechers, eigenartigerweise bei vollständig ungestörtem Grabbefund doch bereits in Scherben, z. T. ohne direkten Zusammenhang und vor allen Dingen nicht vollzählig vorhanden (bei der Herauspräparierung mittels Spachtel und Pinsel konnten keine Teile übersehen werden). Der Becher muß also bereits in zerbrochenem Zustand zum Toten gelegt worden sein.

Bis auf einige in der Hügelerde verstreute Scherbenstückchen von anderen Gefäßen, atypische Feuersteinabschläge und Holzkohleteilchen konnten keine Funde beobachtet werden. Auch weitere Befunde, etwa Pfostenlöcher, Steinsetzungen, Ringgräben usf. waren nicht zu erkennen; lediglich einige dunklere Verfärbungen, offenbar die Spuren alter Tierbauten und -gänge, zogen sich in unregelmäßiger Anordnung durch den Hügelkörper und seinen Untergrund im gewachsenen Erdreich.

Die Streitaxt aus graugrünem Felsgestein (Abb. 2b) hat eine gefällige Form, eine gebogene, etwas herabgezogene Schneide, leicht konkav eingezogene Ober- und Unterseite und einen leicht herabgezogenen Nacken. Der Bereich des Schaftloches ist kantig verstärkt, die Durchbohrung selbst ist sauber zylindrisch ausgeführt (L = 11,1, Br = 5, $\sigma = 2,15$).

Der aus den braunen, mürben Scherben in mühevoller Arbeit wieder zusammenge-

setzte Tonbecher (Abb. 2a und 3a) zeigt ein ebenmäßig und elegant geschwungenes Profil. Der Gefäßboden ist kreisrund etwas eingedrückt, so daß ein schwach ausgeprägter Standingring entstanden ist. Die Verzierung aus eingeritzten Linien zeigt eine Abfolge von umlaufenden Bändern aus parallelen, schräg gestellten Einstichen im Wechsel mit Winkelbändern. Die Höhe des Gefäßes ist trotz des fehlenden Randes gegeben aus der Abfolge der Verzierungselemente, aus formenkundlichen Erwägungen und aus dem Vergleich mit anderen entsprechenden Gefäßen (vgl. Abb. 3 b, c, d, f).

Auch ohne die Streitaxt würde bereits der Tonbecher das Grab sowohl zeitlich als auch kulturell einwandfrei der sogenannten Einzelgrabkultur²⁾ zuweisen. Dieses am Ende der Jungsteinzeit neben der bei uns bodenständigen Megalithkultur in Erscheinung tretende und sich von dieser im Hinblick auf Grabform, Keramik und Gerät deutlich abhebende Bevölkerungselement ist nach neueren Untersuchungen³⁾ nun auch bei uns im oldenburgischen Raum nicht mehr so schwer faßbar, wie es noch 1939 in kartenmäßiger Darstellung den Anschein hatte (Prof. Jacob-Friesen, Einführung in Nieders. Urgeschichte, S. 80, Abb. 90). Erfreulich ist auch, daß nun auch der südoldenburgische Raum zu den einst vom Pastor Wulff aus einem Hügel bei Lastrup geborgenen Becherscherben (Abb. 3e) jetzt diesen schönen, geschlossenen, und dadurch besonders wertvollen Grabbefund von Lönningen gebracht hat. Dieser Fund bestätigt auch, wie aus der Abb. 3 augenfällig klar wird, daß innerhalb dieser Becherkultur bei uns im Raum zwischen Wildeshausen und dem Hümmling (Surwold) sich eine lokale Sonderausprägung innerhalb der Einzelgrabkultur abzeichnet,

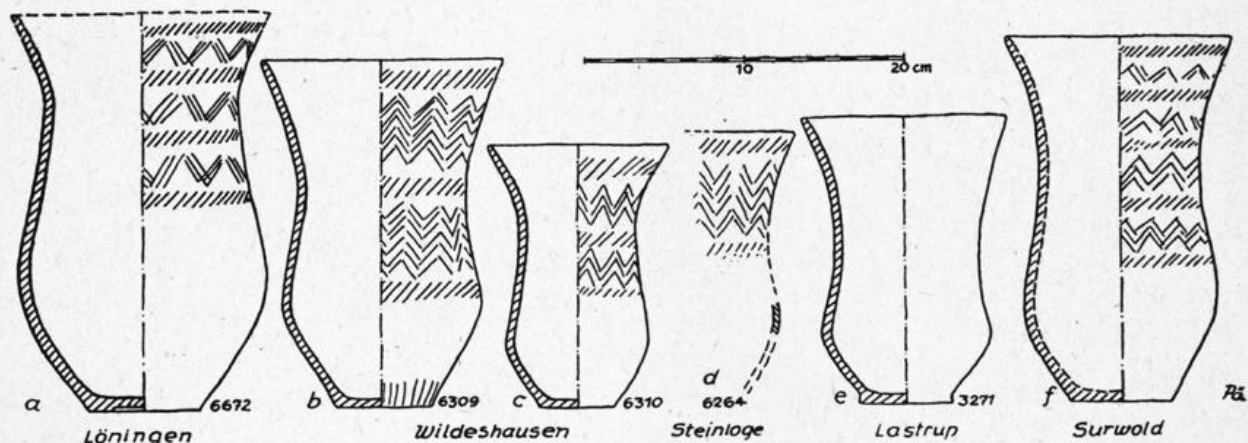


Abb. 3 Der Lönninger Becher und seine stilistisch sowie räumlich nächsten Verwandten

die sich bei der Keramik, dem am leichtesten zu formenden und deshalb aussagefähigsten Werkstoff in der Form und Verzierung bzw. in der Kombination von beiden deutlich ausdrückt.

Diese Bestattung von Lönningen unter einem nur flachen Hügel ohne besondere Grabgrube einfach auf der ehemaligen Erdoberfläche zeigt so recht deutlich, wie so manche einzeln gefundene Streitaxt sicherlich auch einmal zu gleichartigen flachen Hügelgräbern gehört haben mag, die im Laufe der Zeit durch Überpflügen schnell so weit eingeebnet wurden, daß der Pflug die Beigaben an die Oberfläche gebracht hat, wobei natürlich nur die Steinsachen, aber nicht

deutlich in Erscheinung tretenden Eingrabungen des Apothekers König etwas gestört, glücklicherweise nicht so weitgehend, daß der ganze Befund unklar geworden wäre.

Die Abbildung 4 stellt einen dieser Hügel (Hügel 2) leicht schematisiert dar: An den Profilstegen (1) war der Hügelaufbau und der Vorgang der Bestattung klar zu ermitteln und zu rekonstruieren. Erkennbar ist die alte Oberfläche mit ihrer ehemaligen Humusschicht (5), dem darunter liegenden Bleichsand (6) und der dazu gehörigen schwach ausgeprägten Ortsteinschicht (7) analog der jetzigen Hügeloberfläche (2, 3 und 4). Besonders die Ausbildung der alten Oberfläche deutet auf ehemaligen Heide-

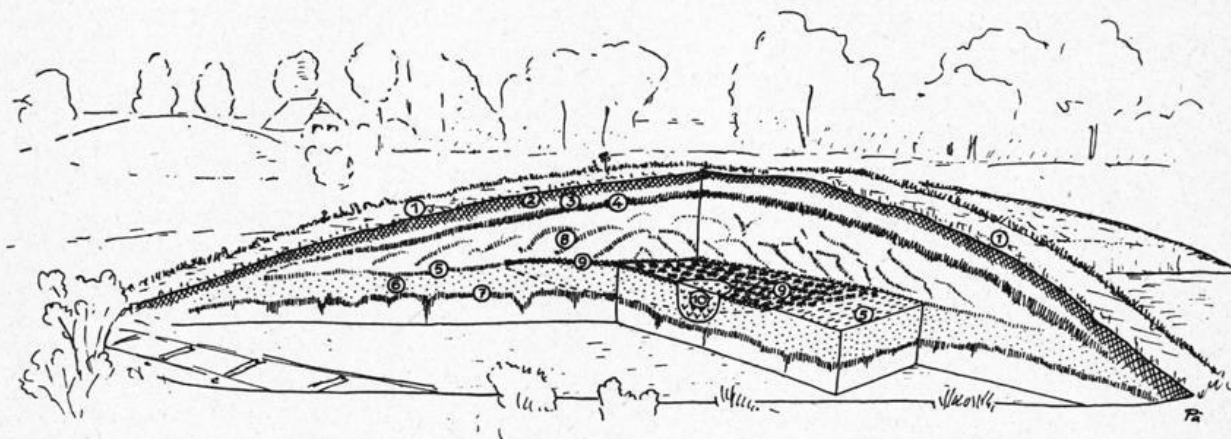


Abb. 4 Schematischer Aufbau der eisenzeitlichen Grabhügel östlich der Straße: 1) Profilstege des Hügels, 2) Humusschicht, 3) Bleichsandschicht und 4) Ortsteinschicht der heutigen Oberfläche, 5) Humusschicht, 6) Bleichsandschicht und 7) Ortsteinschicht der ehemaligen Oberfläche, 8) Hügelaufbau aus Heideplaggen, 9) Holzkohlenschicht des Scheiterhaufens mit Leichenbrand- und Beigabenresten, 10) Erdgrube mit „Knochenlager“ der Beisetzung

die brüchigen Scherben beobachtet worden sind.

Während uns dieser Hügel in die Zeit vor 3500 bis 4000 Jahren, an das Ende der Jungsteinzeit zurückgeführt hat, brauchen wir bei den untersuchten Hügeln östlich der Straße nur reichlich 2000 Jahre zurückzuwandern, in die Jahrhunderte vor Christi Geburt, als die Bewohner unseres Gebietes bereits längst als Germanen anzusprechen sind, die zur Gruppe der Istväonen und hier bei Lönningen wohl zum Stamm der Chasuarier (= Haase-Anwohner) gerechnet werden dürfen.

Im Bereich der Tannenbergsstraße waren bzw. sind die Grabhügel von 6 bis 18 Meter Durchmesser und 0,4 bis 1,3 Meter Höhe ganz einwandfrei und leicht als urgeschichtliche Grabanlagen zu erkennen. Die hier untersuchten Hügel waren für je eine Bestattung errichtet; sie sind nicht, wie zumeist anderwärts durch Nachbestattungen, wohl aber durch die noch jetzt im Grabungsbefund

bewuchs hin. Diese lag etwas höher als die jetzige Umgebung der Grabhügel, so daß der Schluß nahelegt, daß zur Aufrichtung des Hügels das Material aus der unmittelbaren Umgebung genommen worden ist. Im Hügelzentrum zeigt eine dickere Holzkohlenschicht (9) im Bereich der alten Humusschicht die Stelle, an der auf einem Scheiterhaufen der Tote verbrannt worden ist. In dieser Holzkohlenschicht (von 5:3,5 m Ausdehnung) könnte anhand von Überresten des Leichenbrandes die Lage des Toten in ungefähr ONO/WSW-Richtung erschlossen werden. Bronzerestchen, darunter kleine buckelartige Gebilde, die auf Schmuck oder Kleiderbesatz hindeuten, lagen ebenfalls in diesem Bereich. In eine kleine, durch die Holzkohlenschicht des Scheiterhaufens gegrabene Grube (10) wurden die gröberen Leichenbrandstücke gelegt, und zwar nicht, wie sonst zumeist üblich, in einer Urne, sondern als sogenanntes Knochenlager. Doch könnte durchaus ein Behälter aus vergäng-

lichem Material, Stoff, Leder oder Holz, vorhanden gewesen sein. Über dem Platz des Scheiterhaufens und des eigentlichen Grabes wurde dann der Hügel errichtet, und zwar, wie an den Profilen besonders schön deutlich wurde, aus großen Heideplaggen (8), die bereits scharf schneidendes, spatenähnliches Grabegerät voraussetzen. Diese Heideplaggen wurden um einen Mittelpunkt herum dachziegel- bzw. schuppenförmig aufgeschichtet.

Durch die im Knochenlager des Hügels 1 gefundenen Beigaben (offensichtlich ein Frauengrab) lassen sich diese Hügel noch genauer datieren, als es sich durch den alleinigen Grabbefund hätte tun lassen. Es fanden sich da ein sogenannter Segelohrring aus Bronze mit löffelförmig gestaltetem Ende mit einer dunkelblauen Glasperle auf dem Bronzedraht, sowie zwei weitere Teile eines gleichen Ringes (Abb. 2c). Diese Beigaben weisen dieses Grab und damit auch die anderen in ihrer Anlage gleichartigen Grabhügel in die vorchristliche Eisenzeit, etwa in

den Zeitraum zwischen 400—300 vor Chr. Geburt⁴⁾.

Dieser kurze Bericht mag andeutungsweise gezeigt haben, wie berechtigt diese nur noch vereinzelt erhalten gebliebenen vorgeschichtlichen Bodendenkmäler zu uns reden können. Darüber hinaus wird auch klar geworden sein, daß es ja die Grabstätten unserer Vorfahren sind, deren Betreuung und Schonung eine selbstverständliche Pflicht von uns allen sein sollte.

1) und 3) J. Pätzold. Ein reichhaltiger Grabhügel der Einzelgrabkultur von der Katenbäcker Heide bei Wildeshausen und weitere oldenburgische Keramikfunde der Becherkulturen. Oldenb. Jahrbuch 54, 1954, Teil II, S. 3 ff (zu 1 besonders S. 26).

2) K. W. Struwe. Die Einzelgrabkultur in Schleswig-Holstein und ihre kontinentalen Beziehungen. Offa-Bücher 11, 1955.

4) K. Tackenberg. Die Kultur der frühen Eisenzeit. 1934.

Johannes Pätzold

„Visbeker Braut und Bräutigam“

Zur Entstehung und Deutung der Sage

Die Sage von den zu Stein gewordenen Brautleuten in der Ahlhorner Heide lautet in den beiden Fassungen, die von L. Strackerjan in der Sammlung „Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg“¹⁾ veröffentlicht worden sind:

„Einst sollte ein Mädchen aus Großenkneten (Heinefeld) von ihren Eltern gezwungen werden, eines reichen Bauern aus Visbek Sohn zu heiraten, da sie ihn doch nicht liebte. Als nun die Braut mit ihrem Brautgefolge zur Hochzeit nach Visbek zog und den Turm der Visbeker Kirche erblickte, da betete sie, daß der liebe Gott sie lieber in Stein verwandeln möge, als daß sie zu der verhaßten Ehe gezwungen werde. Und so geschah es. Sowohl die Braut mit ihrem Gefolge als der Bräutigam, der ihr von Visbek entgegen kam, mit den Seinigen stehen in Stein verwandelt da. — Häufig wird auch erzählt, die Braut habe einen anderen Jüngling geliebt, sei auch wiedergeliebt worden, aber der Vater habe seine Werbung wegen seiner Armut zurückgewiesen. Als der Brautzug nun über die Ahlhorner Heide zog, begegnete ihm der abgewiesene Freier und sprach nochmals den Vater an. Aber dieser erwiderte: Sie soll

nicht werden dein, und wenn ihr auch werdet zu Stein. Und alsbald verwandelten sich alle Personen in beiden Zügen in Steine.“

L. Strackerjan ist allerdings nicht der erste, der die Sage schriftlich fixiert hat; als frühestes Zeugnis für ihr Vorhandensein gilt das Gedicht eines Pastors Lamprecht, das in den „Oldenburgischen Blättern“, Jahrgang 1818 mitgeteilt ist²⁾. Dies Gedicht, das im Stil einer romantischen Schauerballade gehalten ist, wird dann wenige Jahre später von Kohli in seinem „Handbuch einer historisch-geographischen Beschreibung des Herzogthums Oldenburg“ (1825) erwähnt: „Ein sehr merkwürdiges Altertumsstück sind die nahe bei dem Dorfe (es handelt sich um Visbek) befindlichen, in grader Richtung aufgerichteten großen Steine, die in einiger Entfernung einer menschlichen Gestalt ähneln, woraus die hiesige Volkssage eine Metamorphose gemacht und sie in die Geschichte zweier unglücklich Liebender verwebt hat, die ein vaterländischer Dichter ganz artig besungen hat“³⁾.

Lamprechts Ballade unterscheidet sich von Strackerjans Aufzeichnung der Sage vor allem dadurch, daß jene nur von einer Steinverwandlung der Braut weiß. Wir gehen

